

Die Stiefkinder

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben von M. B. u. o. l.

(Fortsetzung)

Eine Entscheidungsschlacht! Ja, Valentin dachte mit Grauen daran; aber es half nichts, er würde sie auskämpfen müssen. Es galt nur mehr, sich um Waffen umzusehen. Schwiegend blickte er lange Zeit vor sich hin. Endlich sagte er mit unterdrückter Stimme: „Laten Sie mir's übernehmen, wenn ich etwas frag? Ich mocht' grad nur wissen, ob... ob Sie getauft sind?“

„Aber Kind! Was hab' Sie denn hierzulande für Begriffe? — Ihr scheint uns ja für Heiden oder Türken zu halten!“

„Um Sie mir's nur verzeihen, hat der Anabe, bei uns wird halt sonst nie viel von den Katholischen geredet und ob' ich Sie gesehen hab' hab' ich auch nie darum gefragt. Aber wenn Sie getauft sind, nachdem ist's ja recht! Das werd' ich der Josef sagen, bald ich heimkomm!“

„Es wird Sie kaum befriedigen,“ entgegnete Sommer unmutig. „Mehrigens rat ich dir, dich nicht zu sehr um ihre Meinung zu kümmern. Sie hat dir nichts zu befehlen.“

„Ach mocht' ihr halt doch nicht gar zu viel Verdruß machen!“ meinte der Valentin schüchtern.

„Gut, so laßt du dir hinzuzufügen, was ich ihr bereits selbst sagte, daß ich dich in religiöser Beziehung nicht im mindesten beeinflussen werde. Nur so viel erwarte ich von deinem Gerechtigkeitsfinde und deinem gesunden Verstande, daß du keinen Anstoß an dem nimmst, was wir Evangelischen über oder nicht über.“

Er unterbrach sich, denn Valentins weit aufgerissene Augen bewiesen, daß er die Auffassung seines Zuhörers überblickt habe. Etwas gereizt bemerkte er: „Ach stamme über deine Unwissenheit!“

Valentins Augen wurden feucht. „Ach kein' mich gar nicht aus...“ stammelte er. „Sie müssen mir's schon verzeihen...“

„Es ist möglich, daß man hierzulande so ganz im Unklaren ist über das Wesen des Protestantismus?“ rief Sommer. „Wir sollten einander kennen und lieben, nicht in Unwissenheit uns von einander fernhalten. — Sind wir nicht alle Brüder in Christo? Sollte der Christenglaube nicht Katholiken wie Protestanten das Göttliche sein? Der einzige Unterschied zwischen uns besteht darin, daß wir in diesen Glauben einen Schritt weiter gehen als ihr. Wir werfen uns eben ganz auf Oben Verdienste und halten an der Heberzeugung fest, daß unsere eigenen Werke, seien sie gut oder böse, uns weder nützen noch schaden können. Uns gilt alles nur jener, der uns erlöst hat. Ach laß dir das einigz deshalb, um dir beizurechnen zu machen, warum wir Evangelischen uns weder zum Hölten noch zu andern äußerlichen Werken verpflichtet fühlen. Weibe du immerhin dem Glauben deiner Väter treu, mein Kind, nur verliere dich nicht in äußerliche Dinge, in Kleinlichkeiten, die Gottes und der denkenden Menschenlebe unwürdig sind. Ach vermerke deine Konfession nicht, aber ich gehe, daß mir manches an den Katholischen unbillig, mich weil wir gerade dabei sind, so kann ich nicht umhin, dir den unangenehmen Eindruck zu schildern, den ich neulich beim Besuche der schönen Pfortenstraße hier empfing. Die Straße war voll von Kindern, die ohne Unterlaß und mit unangenehmer Hartnäckigkeit herempirten, das ich zuerst gar nicht verstand. Erst nach und nach begriff ich, daß die armen Leute beständig das nämliche wiederholten. Später erfuhr ich auch, daß diese feltame Gebetsweise nichts anderes sei als der katholische Rosenkranz, von dem ich schon gehört hatte. Aufrichtig gesagt, der Name ist idiosyncratisch als die Sache! Wäre es nicht besser, das Gebet des Herrn ein einziges Mal mit Salbung und Gefühl zu sprechen nach dem Räte des Heilandes: „Wenn ihr betet, machet nicht viele Worte?“ Ach möchte deine religiösen Gefühle um keinen Preis verlegen. — mein Kind, aber sag' mir's offen: Bist du auch du zuweilen dem Rosenkranz?“

Er neigte sich über den Tisch und blickte den Knaben forschend an. Der erwiderte kleinlaut: „Freilich... alle Abende... mit der Base.“

„Ach beargweine... Aber sag' mir's ehlich, hast du je an diesen Gebet Weidmach finden können?“

Valentin erröte. Ein feltames Bild stellte sich seinem Geiste dar.

Sich selbst sah er wieder, wie er vor mehr denn vier Jahren gewesen, an jenem düsteren Tage, da er an des Vaters Leiche die Vergänglichkeiten des Menschenlebens und die Schmerzhaftigkeit des irdischen Daseins kennen lernte. So wie gern hatte er damals, allem und verlassen in der Wildnis des Waldes, wie gern hatte er zum Rosenkranz gegriffen und sich daran geklammert wie an ein Stelzen, das ihn mit dem toten Vater, mit dem seligen Jenseits verband! Und wie war es ihm dabei immer leichter und freier ums Herz geworden, bis er endlich eingeklammert war wie ein getrocknetes Kind in den Armen der Mutter! Es mußte doch etwas Besonderes sein um das Gebet, das ihm solchen Trost gebracht in jener schmerzlichen, einsamen Stunde!

Aber mitten hinein in diese schöne und traurige Erinnerung klang ihm plötzlich die Trompetenstimme der Base, wie sie gedehnt und hüpfend das „Gegrüßet seist du“ hinausknatterte. Zugleich rührte er Sommers Augen auf sich rufen. „Es ist möglich!“ sagte der durchdringende Mund dieses Knaben, du bist ja ein so kluger, ein so hochbegabter Anabe, ein wahres Wunderkind; du wirst doch nicht die Ansichten deiner armen, beschränkten Landsleute teilen? Du wirst doch kein Rosenkranzgebeter sein?“

„Ach tu wohl recht ungern Rosenkranz beten,“ stammelte Valentin als Antwort auf diesen Mund und auf die vorbeigehende Frage. Was er da sagte, war nur zu wahr, und doch war es ihm, als habe das Wort eine Klauit aufgerissen zwischen ihm und seiner himmlischen Mutter. Die Röte auf seiner Stirne wurde noch dunkler; eine brennende, schmerzliche Röte war es, der Ausdruck des inneren Schamens eines Ungläublichen, den Menschenfurcht dazu gebracht hat, das zu verleugnen, was ihm heilig war.

Nach einer Pause sagte Sommer: „Ach habe den Talguterleuten kein Wohl aus meinen Klauen gemacht. Meine Frau und ich haben keine Kinder, und schon lange hegen wir den Wunsch, einen Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Eine gerichtliche Adoption wäre allerdings nur dann möglich, wenn du dich zum Kutherium bekennen würdest. Aber wir brauchen gerade keine gerichtliche Adoption; ja, ich wäre der Erste, der es tadeln würde, wollest du aus weltlichen Rücksichten deine Konfession ändern. Also mag der Talguter immerhin dem Namen nach dein Vormund bleiben; ich werde trotzdem deine Erziehung, deine Studien leiten und dich in allen Stücken als mein Kind behandeln. Willst du mir auch ein gutes, gehorames Kind sein, Valentin?“

Als Antwort ergriff der Knabe mit Ungestüm die Hand seines Gönners und küßte sie.

Wieder eine Pause; dann erhob sich der Professor. „Nun leb wohl, mein Junge,“ sagte er, „es ist höchste Zeit, daß du dich auf den Weg machst!... Noch ein Wort!“ fügte er bei, als sei ihm ein plötzlicher Einfall gekommen: „Ich hatte meine Absicht auf nächsten Freitag festgelegt; doch wäre es vielleicht klüger, wenn wir schon am Mittwoch unser Bündel schmürten; was meinst du?“

„Übermorgen?“ rief Valentin betroffen; doch zugleich sagte er bei: „Gehweiter wär's eigentlich schon; ich tu mich so viel Sorgen!“

„Nun so hör mal: Komm lieber gleich morgen abends, wenn du aus Passaier heimkehrst, zu mir her ins Gasthaus!“

Valentins Augen leuchteten auf. „Laten Sie mich nachher nach Hause begleiten, Herr Professor, und mit meinen Leuten reden?“

„Nein, nein, so hab's ich's nicht gemeint, ich wollte dir einfach den Vorschlag machen, nicht mehr zu deinen Leuten zurückzukehren. — Du bringst morgen die Nacht hier im Gasthause zu und übermorgen früh reisen wir ab.“

„Das kann ich völlig nicht tun!“ meinte der Knabe.

„Warum nicht? Etwas aus Rücksicht für deine Pflegeeltern?“

„Nein, aber mein ganzes Zeug hab' ich dabei,“ murmelte Valentin etwas verlegen.

„Nun, da wird sich doch nicht so viel Kostbares darunter befinden?“ mutmaßte Sommer.

„Meine Feiertagsmontur halt!“ versetzte Valentin. Das alte Gebet-

buch seiner Mutter wagte er nicht zu erwähnen.

„Schön, aber ich kann ja ohnehin seinen Burggräber nach Norddeutschland mitnehmen!“ meinte Sommer lachend. „Du kommst mit mir, wie du bist und in der ersten Stadt, wo wir Halt machen, laß ich dir von einem Schneider einen schwarzen Anzug fertigen, der dir freilich nicht so malerisch stehen wird, wie deine Bauertracht.“

„Zwölf, zwanzig!“ murmelte Valentin, während er seine kurzen Beinchen betrachtete. Nach einer Weile hob er wieder an: „Das Zeug wollt ich halt in Gottes Namen schon hinstellen lassen, aber...“ er zögerte — „wegen der Möbel ist's mir!“ geäußerte er endlich. „Wenn ich ihr so davon laß, am Ende... am Ende drückt's ihr's Herz ab.“

„Nun, so schlimm wird's nicht kommen,“ tröstete der Professor. „Wenn sie so erregbar ist, dann ist's gerade für sie besser, du ergriffst ihr den harten Abschied. Du schreibst ihr morgen Abend einen Brief, dankst ihr für alle ihre Gefälligkeiten und entledigst dich der Besorgung, die du aus Passaier bringen solltest. Die Briefe geben wir jetzt vor unserer Abreise auf...“ und holla! Hebrigen's ist's ja kein Abschied für's Leben. Du kannst sie später besuchen, und wenn sie nicht, daß du etwas Tüchtiges geworden bist, dann wird sie vielleicht selbst so vernünftig sein, dir weitere Vorwürfe zu erparen. Was ich da sage, ist insofern nur ein gutgemeint Vorschlag, ich will dir nicht im Wege stehen, wenn dir wirklich so viel daran gelegen ist, Josef nochmals zu sehen.“

„Ach, um die Wahrheit zu sprechen, dem Knaben war herzlich wenig daran gelegen, Sonderbar! Das arme Mädchen war die Einzige, deren Einfluss Valentin noch fürchtete, und auch die Einzige, die dem Professor eine gewisse Scheu einflößte. Mit der Base und dem Vormund seines Schützlings war er ohne Mühe auf geüblichen Wege fertig geworden — aber Josef? „Den haben kriegen Sie nicht, so lang ich leb!“ hatte sie ihm beim Scheiden gesagt. Was hatte sie vor, die Kleine mit den Augen, eruchten Augen? Das war die Frage, die Sommer sich stellte. Er hielt sie für eine Person, die vor nichts zurückschreckte, der alle Mittel gut wären, ihn aus dem Felde zu schlagen. Ja, er glaubte, sie sei imstande, das Neuhetz zu versuchen, etwa gar einen Volksaufstand ins Werk zu setzen, nur um Valentin zurückzuhalten. — Auch das war ihm aufgefallen, daß die Talguterin, die ihm doch als überspannt gezeichnet worden war, bei der gerichtlichen Verhandlung die religiöse Frage gar nicht berührt hatte. Ohne Zweifel war sie schon vorher von der Stiefmutter über alles unterrichtet worden, ohne Zweifel waren beide entschlossen, alle Mienen zu lassen. Aber durch seine rasche Flucht vom Talguterhofe hatte sich Valentin ihm in die Arme geworfen; war es da nicht besser, ihn gleich festzuhalten und den weicherzigen Knaben vor den moralischen Kollateralschaden zu bewahren, die seiner auf dem Talguterhofe warteten?“

„Sie haben recht! Sie sind doch ein gescheiter Herr,“ sagte Valentin nach einiger Überlegung. „D, mir ist's wohl tausendmal lieber, wenn ich immer heimgehen muß.“

„Gut,“ erwiderte Sommer erfreut. „Morgen Abend fehrst du also hierher zurück. Alles übrige kannst du getrost mir überlassen.“ Und indem er dem Knaben die Hand zum Abschied schüttelte, fügte er bei: „Auf Wiedersehen, Valentin! Ein Mann, ein Wort!“

In fröhlicher Stimmung wanderte Valentin durchs Passaier Tor hinaus. Sein Herz war voll Hoffnung und Dankbarkeit. Der Professor schien ihm ein höheres Wesen, ein Mensch ohne Fehler! So einer mocht' ich wohl auch einmal werden, dachte er; ein so gescheiter Herr und so gut und so freundlich! Nur schade, daß er ein Lutherischer ist? Aber warum schade? Könnte er besser und wohlthätiger sein, wenn er katholisch wäre? Wie glücklich schätzte sich Valentin, an der Seite eines solchen Mannes zu leben, unter seiner Leitung seine Studien zu betreiben! Wie viel günstiger stand es jetzt um ihn, als wenn er wie andere Knaben vom Lande einfach das Weraner Gymnasium besucht hätte!

Eigentlich hätte er der Base wohl danken sollen, daß sie seinem Studium Hindernisse in den Weg gelegt, weil nun alles sich so herrlich fügte. Aber nein, seinen Groll gegen sie konnte er doch nicht los werden! Was Professor Sommer so leichtsin über die guten und bösen Worte gesagt,

hatte ihm einen tiefen Eindruck hinterlassen, und er beeilte sich, diese Lehren auf die Talguterin anzuwenden. Er sah sie auf dem Sterbebette liegen; Vater Philemon stand an ihrer Seite; die Anwesenden beteten. „Zeit wird sie!“ sagte der Vater, und gleich darauf kniete er nieder und sprach: „Herr, gib ihr die ewige Ruh!“ Und nun stellte sich Valentin die Seele der Beihörbenen vor; sie hielt einen Rosenkranz und ein großes Gebetbuch in der Hand und machte ein gar andächtig Gesicht. Ganz bespaht mit guten Werken war sie, mit Gebet und Frömmigkeit; sie schien ihrer Sache sehr sicher, sie meinte ohne Zweifel, da drüben im Jenseits auch noch so eine hässliche Figur zu spielen, wie herüber im Burggrafenorte. „Dolla! Wort!“ ein bissel!“ dachte Valentin und schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge. Denn auf einmal erschien ein Engel und eröffnete der peinlich überladenen Talguterin, daß all ihre guten Werke rein unsonst gewesen seien und ihr kein bißchen in den Himmel helfen würden.

Dieser Vorgang spielte sich in den verschiedensten Arten vor Valentins Einbildungskraft ab. Zuweilen übernahm er auch selbst die angenehme Rolle des Engels, bewaffnete sich mit einem feurigen Schwerte und wehrte der Verhassten den Eintritt ins Paradies. Selbst ins Tal Zofaphat küßte er sich verletzt; er hörte die Besessenen des Gerichtes und sah, wie die Gräber sich öffneten. Aber nicht die ganze Leidenschaft stellte seine Phantasie vor Gottes Richterstuhl, sondern nur die unglückliche Talguterin, die sich stets aufs neue über die Wichtigkeit ihrer guten Werke wunderte mußte.

Diese kindischen Vorstellungen hatten so viel Bestechendes für ihn, daß er der Länge des Weges gar nicht achtete, und ehe er sich's verah, lag statt des Tales Zofaphat das Felderetal vor ihm, und das Kirchleinlein von Moos winkte freundlich grüßend dem jungen Wanderer.

Als der letzte Sonnenstrahl auf den Bergen verglommen war, erreichte Valentin den Kastelethof. Der Bauer nahm ihn freundlich auf und las das Sendichreiben der Talguterin mit gebührender Aufmerksamkeit. Von Zeit

zu Zeit unterbrach er die Lesung, schüttelte verwundert den Kopf und rief: „Ja ich hab' ja schon geschriebnen!“

Schließlich zeigte es sich, daß er seinen Brief ohne weiteres an einen Herrn Talguter zu Obermais gerichtet hatte, und Valentin meinte, diese Ueberdrift sei ungenügend; sein Vetter heiße zwar nach seinem Dose der Talguter, eigentlich aber schreibe er sich Haller; und so sei es wohl möglich, daß der Brief verloren gegangen sei. Das leuchtete dem Kasteleier ein und er versprach, einen zweiten Brief zu schreiben des Inhaltes, daß er und sein Vetter geneigt seien, die Alpe zu verkaufen. Valentin nahm dann am Abendessen der Familie teil und mit ihm zwei Handwerksburschen, die über das Joch aus Deytal gekommen waren. Dann wurde den drei Wäitern der Heuhandel als Nachtquartier zugewiesen.

Es war ein wahrer Palast, der Heuhandel des Kasteleier! Das bescheidene Wohnhaus weit überragend, beherrschte er die Abhänge und das Tal und barg zwischen seinen Wänden von uraltem Lärchenholz den Winterort für fünfzig Stück Rindvieh. Das warme, weiche, duftende Heu war ein köstliches Lager für müde Glieder, und die beiden Handwerksburschen vollführten gar bald ein lautes Duett von Schnardstönen. Nur Valentin schlief nicht.

So rühtig er den halben Tag gegangen war, so ruhig er sich jetzt verhielt, der Schlaf wollte nicht kommen. Dieser Umstand war ihm neu, war ihm etwas Schreckliches, Geheimnisvolles. Endlich wurde er des ruhigen Liegens müde und begann sich hin und her zu wälzen. Aber nun wurde es noch schlimmer. Klein verwohnter Städter hätte für das Zuckeln und Brennen und Stechen des feinen Vergehens empfindlicher sein können als das so wenig verwöhnte Schnalferbüchlein. Sein Kopf glühte, seine Ohren pochten heftig; ihm schien, er habe Fieber.

Aber das schien ihm nur so. Eigentlich fehlte ihm nichts, gar nichts. Was hielt ihm also wohl die Augen offen? Er hatte ein Bildchen gesehen, auf dem der Sengel am Lager eines frommen Kindes lag und es in Schlummer wiegte. Geschah es bei ihm umgekehrt und hielt

ihn sein Schutzengel wach, um ihn zu trafen?

Durch die Rigen des Bretterbänkes fiel der helle, milde Vollmondchein, glitt über die Gestalten der Schläfer und tanzte auf dem grüngrünen Heu. Draußen klang das wehmütige Medern einer vertretenen Zige, die ihren Stall nicht finden konnte. Von Zeit zu Zeit ließ sie mit den Hörnern an die Holzwand der Scheune, um zu versuchen, ob sie nicht eindringen könne. Dabei konnte das Mäcken an ihrem Delle gar leicht durch die Ritze klappen. Manchmal drang aus weiter Ferne der Schlag der Turmuhre an Valentins Ohr, aber so dumpf und leise, daß es ihm unmöglich war, die Stunde zu bestimmen. Er hätte doch so gern gewußt, wie spät es an der Zeit sei, wie lange noch seine Mutter dauere.

Jetzt in der Dunkelheit der stillen Nacht, in der Schwüle dieses dumpfen Raumes, erlachte den Knaben mächtiger als je der Gedanke an die Zukunft, der er entgegenging. Die innere Stimme machte ihm bittere Vorwürfe. Er kämpfte mit der lästigen Mahnerin, er rang mit den quälenden Gedanken. — umsonst! Als ihm nichts Besseres mehr einfiel, fing er an, im Klüßerton die Versregeln der lateinischen Grammatik aufzusagen, und bemühte sich, neue zu dichten.

Auf einmal begann er mit offenen Augen zu träumen. Ihm war, als trete Josef's kleine Gestalt speniterartig durch eine Ritze der Bretterwand und schwebte auf ihn zu mit warnend erhobenem Finger. Er fuhr auf. Josef, immer Josef! Warum mußte gerade sie jetzt zwischen ihm und sein Lebensglück treten? Welches Recht hatte sie dazu? Sie war ihm weder Schwester noch Mutter — sie war ihm nichts! Aber wenn sie ihm nichts war, warum die se Flucht? Warum scheute er sich, ihr noch einmal unter die Augen zu treten und so sagen: „Josef, ich geh!“

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne; ihm schwindelte. Nein, das war nicht zum Ausschalten! Voriditia ließ er sich vom Keusfod herabgleiten; langsam, leise, mit den Händen umhertastend, erreichte er die Türe. Ein Satz und er war im Freien und aus war es nun mit den trüben Gedanken!

(Fortsetzung auf Seite 6)

Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:
Ein Buch für \$0.50
Drei Bücher für \$1.25
Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press
Muenster, Sask.